

Darwins unvollendete Todeskunde

Wolfgang Schad

Charles Darwin wird in diesem Jahr weltweit als der Begründer der Evolutionslehre gefeiert, der er sicher nicht war. Der führende deutsch-amerikanische Evolutionsbiologe Ernst Mayr, der erst kürzlich in hohem Alter verstarb, hat – wie auch schon andere vor ihm – herausgestellt, dass der Darwinismus fünf Theoreme enthält, die Darwin alle von seinen Vorläufern übernommen habe. Ja, dieser beklagte selbst einmal, er habe in der Evolutionstheorie nichts Originäres geleistet, sondern nur gebündelt, was er schon vorfand (Kutschera). Darwin hat auf anderem Gebiet durchaus auch neue Ideen eingebracht, so in seiner Deutung der Ringatolle, jener Koralleninseln der Südsee, über die engen Beziehungen tropischer Orchideenblüten mit den Kolibris als ihren Bestäubern und in seinem letzten, liebevoll-sorgfältigen Werk über den Wert der Regenwürmer für die Bildung der Ackerkrume als Grundlage aller Ackerbaukulturen. Aber die Nachwelt hat ihn zu einem Genie und Heros der Evolutionslehre hochstilisiert, was wissenschafts-historisch – hinsichtlich des Ideengutes – nicht haltbar ist.

Schon sein Großvater, der Arzt Erasmus Darwin, hatte ein zweibändiges Werk geschrieben, in welchem er die Entwicklung der Lebewelt durch Artenwandel darlegte – wie schon vor ihm zahlreiche Naturforscher und Ärzte auf dem Kontinent – unter ihnen Lamarck, Leibniz, du Maillée oder Maupertuis. Es lassen sich fast 200 (!) Vertreter der Anerkennung der natürlichen Evolution vor Charles Darwin nachweisen. Nur England hatte durch den Konservatismus der Anglikanischen Kirche einen Nachholbedarf, den Darwin endlich ausglich (Hauff). Allerdings hatte sich der Evolutionsgedanke auf dem Kontinent nur in den Gelehrtenkreisen verbreitet, während er durch Darwin und seinen wirksamsten Propagandisten Ernst Haeckel dann rasch zum allgemeinen Bildungsgut aller Bevölkerungsschichten wurde.

Die fünf Anteile der Darwinischen Theorie sind:

1. Die Tatsache der Evolution als solcher durch Artenwandel (Evolutionismus)
2. Die Abstammung aller Organismen von gemeinsamen Vorfahren durch Elternzeugung (Realgenese)
3. Das Auftreten neuer Arten unter Beibehaltung der Ausgangsarten (Divergenzprinzip)
4. Die evolutiven Änderungen in kleinen Schritten (Gradualismus)
5. Die Erhaltung der Bestangepassten unter Verlust der Untauglichen (Selektionsprinzip)

Alle fünf Theoreme sind nicht notwendigerweise miteinander verknüpft, sondern können auch unabhängig voneinander gelten (Mayr). Sie sind auch ideengeschichtlich unabhängig voneinander aufgetreten und Darwin zur Kenntnis gekommen.

Die Tatsache der Evolution erfuhr er vermutlich schon über die Familientradition aus dem Werk des Großvaters, obwohl er ihn wenig nennt. Die Selektionstheorie entnahm er den Schriften des Soziologen Malthus. Die Kampftheorie (»struggle for life«) übernahm er von dem zeitgenössischen Philosophen Herbert Spencer (»struggle for existence«). Seine eigene Leistung war das Bündeln der Komponenten und die Heranziehung eines großen Faktenmaterials, um sie zu belegen, wie es vorher niemand in diesem quantitativen Umfang geleistet hatte.

Darwin und Wallace

Darwin hatte vor, über das Thema Evolution ein mehrbändiges Werk zu verfassen. Da erhielt er 1858 von dem jungen Biologen Alfred Russel Wallace einen Aufsatz zugesandt, der genau seine zentrale Theorie – das Überleben der für ihre jeweilige Umwelt Bestausgestatteten – enthielt. Darwin ließ sie in der Royal Society – der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London – alsbald verlesen. Damit hatte eigentlich Wallace den Ruhm der Priorität, der Erstveröffentlichung. Sogleich setzte sich nun Darwin hin, strich seine Entwürfe zusammen, brachte sie zur Druckreife und veröffentlichte das Ganze als sein Hauptwerk im November 1859, das tatsächlich wie eine

Alfred Russel Wallace (1823-1913)



Bombe einschlug. Rasch war das Buch »Über den Ursprung der Arten« vergriffen, erfuhr Auflage nach Auflage und wurde bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. Darwin half nach, indem er 90 Besprechungsexemplare an alle ihm erreichbaren Biologen versandte und um Beachtung bat. Doch wer hatte den Ruhm der Priorität? Wallace oder Darwin? Die Royal Society überließ es den beiden, sich untereinander zu einigen. Wallace ließ als höflicher Gentleman Darwin den Vortritt. Und zwar mit der Begründung, ihm sei der Wert der Selektion erst vor wenigen Jahren aufgegangen (übrigens auch nach der Lektüre von Malthus), Darwin hingegen habe schon viele Jahre vorher das Malthussche Prinzip für die Naturdeutung entdeckt. Beide verband daraufhin eine lebenslange Freundschaft, die soweit führte, dass Wallace einer der sechs Sargträger wurde, die Darwin in der Westminster Abbey Londons, dem zentralen Nationalheiligtum Englands, zu Grabe trugen.

Doch gab es in der Frage, ob das Selektionsprinzip auch für den Menschen gültig sei einen gewichtigen, geradezu historischen Dissens. 1859 hatte sich Darwin gescheut, in seinem Hauptwerk offen zu sagen, was er dachte, wohl wissend, wel-

che »öffentlichen Schläge« er dafür bekommen würde. Denn Darwin, trotz Kampftheorie, liebte den persönlichen Frieden. Zwölf Jahre später, in seinem Buch »Die Abstammung des Menschen« (1871), nahm er dann doch Stellung und erklärte sich für die Selektion in der Menschheitsentwicklung; Wallace hingegen war strikt dagegen.

Im erhaltenen Briefwechsel kann man nachlesen, wie Wallace Darwin dringend bat, die Ausmerzung der Schwachen und Hilfsbedürftigen nicht für den naturgemäßen Fortschritt der Menschheit zu erklären: Das sei der Untergang des christlichen Europas. Darwin bat Wallace ebenso dringend, auf seine Seite zu treten: »Wenn ich eine Ausnahme zulasse, fällt meine ganze Theorie zusammen.« Wallace tat ihm diesen Gefallen nicht. So sehr er sogar konsequenter als Darwin das Selektionsprinzip für die übrige Lebewelt vertrat, so deutlich nahm er den Menschen davon aus.

Darwin litt als Gefühlsmensch selbst an seiner Auffassung des Selektionsprinzips. »Ich kam mir vor, als hätte ich einen Mord begangen.« Seine Frau Emma, ein frommer Mensch, ermahnte ihn, seine Selektionstheorie zurückzuhalten. Er bezeichnete sie als einen Menschen, der in moralischer Hinsicht weit über ihm stände. Aber in der Wissenschaft habe die Gemütsmoral nicht mitzusprechen. Darwin hielt in sich Verstand und Gemüt möglichst streng auseinander. Doch führte ihn dieses Dilemma nicht dazu, Atheist zu werden. Er hatte vor seiner Weltreise Theologie studiert und es bis zum Vikar in der Anglikanischen Kirche gebracht. So legte er sich eine merkwürdige Selbstentschuldigungstheorie zurecht: Er habe doch ein gutes Werk damit getan, die Entwicklung des Lebens ohne Gott zu erklären. Dadurch habe er Gott von der Verantwortung entlastet, diese von Brutalität und Blutrünstigkeit triefende Natur geschaffen zu haben. So versuchte er, sich ein unbeschädigtes Gottesbild zu erhalten. Durch diese strikte Trennung von scharfem Verstand und weichem Gemüt machte er das Gegenteil dessen, was Baruch Spinoza und in seiner Nachfolge Goethe hochhielten: Gott und Natur als untrennbare Einheit zu betrachten (»deus sive natura«).

Der Wert der Todeskunde

Darwin und Wallace gingen von einer unbestreitbaren Sachlage aus: Alle Organismen erzeugen immer einen Überschuss an Nachkommen. Die überwiegende Zahl derselben dient als Nahrung für andere, bevor sie sich selbst fortpflanzen können. Nur ein kleiner Prozentsatz erreicht sein natürliches Alter. Die weitaus überwiegende Anzahl stirbt vorzeitig. Ein Buchenbaum bringt so viele Bucheckern und ein Karpfenweibchen solche Unmengen an Eiern hervor, dass die gesamte Biosphäre der Erde auf dem Lande rasch nur noch aus Buchen, im Süßwasser nur noch aus Karpfen und im Meerwasser z.B. nur noch aus Heringen bestehen würde, wenn alle ihre Nachkommen ihr natürliches Alter erreichen könnten.

Das ist ökologisch nicht möglich. Die Arterhaltung ist mit wenigen fortpflanzungsfähig werdenden Exemplaren gesichert. Der andere Teil dient als Nahrung für die Bakterien, die Bakterienfresser, die Pflanzenfresser und die Tierverzehrer. Wir haben es auf der Erde mit ebensoviel Erzeugung wie Vernichtung von Lebewesen natürlicherweise zu tun. Wir benötigen also nicht nur eine Lebenskunde, die Biologie, sondern ebenso eine Todeskun-

de, eine Thanatologie. Darauf machte Darwin mit seiner Selektionstheorie aufmerksam, und damit gilt es sich umfassend auseinanderzusetzen.

Was sich so in den ökologischen Lebensgemeinschaften abspielt, entspricht dem biochemischen und zellulären Auf- und Abbau beim Auswechseln der Stoffe und Energien in jedem Einzelorganismus. Damit zeigen alle Ökosysteme, dass sie Ökoorganismen sind. Nun hat die Medizin in den letzten Jahrzehnten eine wichtige Unterscheidung getroffen: Zelltod ist nicht einfach gleich Zelltod. Es gibt den für den Gesamtorganismus schädigenden Zelltod, »Nekrose« genannt. Zum Beispiel, wenn bei einer Verletzung Gewebe beschädigt wird und dessen Zellen nekrotisch werden. Es findet aber auch zum Beispiel im menschlichen Körper permanent ein ihn gesund erhaltender Zelltod statt, wenn alle überflüssig gewordenen Zellen veranlasst werden, sich abzutöten: die »Apoptose«. So stößt die Darmschleimhaut jeden Tag Unmengen Schleimhautzellen in den Speisebrei ab, um sich zu reinigen, und resorbiert z.B. die dabei absterbenden Eiweiße wieder zurück. Täglich entstehen – auch im gesunden Menschen – Krebszellen, die das eigene Immunsystem ermittelt und per Apoptose ausschaltet.

So auch im Ökoorganismus. Es gibt schädigende Eingriffe, die das ökologische Gleichgewicht zum Umkippen bringen. Es gibt gesunde Abläufe, die allen Überfluss an Individuen zurück in den Kreislauf des Ganzen bringen – so letztlich in das dynamische Gleichgewicht der gesamten Biosphäre der Erde als Superorganismus. Die natürliche Selektion, die Darwin in den Mittelpunkt seiner Theorie stellte, ist die Apoptose des Ökoorganismus. Sie kannte schon Goethe als genauer Naturbeobachter:

»Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los?«, so sagte der Gärtner,
»Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?«
»Laß sie nur alle, so frißt einer den anderen auf.«

(Weissagungen des Bakis)

Ändert sich das Artgefüge des Ökoorganismus durch die Entstehung neuer, noch nie dagewesener Arten, so greift auch die Selektion verändert ein, indem das Zusammenpassende sich neu konfiguriert. Das wird mit einem etwas unglücklichen Wort »Anpassung« (Adaptation) genannt. Unglücklich, weil es einen passiven, nur von außen eingreifenden Vorgang nahelegt, während doch jeder Organismus ebenso aktiv in seine Umgebung eingreift und sie verändert. Nicht nur können die Bäume dem lokalen Klima entsprechend wachsen, sondern sie verändern bekanntlich ihrerseits das Klima. Nicht nur gedeihen die Pionierpflanzen je nach dem Rohboden, sondern sie verändern bald ebenso die Bodenverhältnisse selber. Im Grunde sind es biologische Selbstverständlichkeiten, dass es im Leben nie einseitig gerichtete Monokausalität gibt, sondern immer »Wechselursachenverhältnisse« (so Rudolf Steiner zu den ersten Biologielehrern der Waldorfschule). Den üblich gewordenen Ausdruck »ökologische Nische« unterstellt dem Organismus eine passive Rolle am Rande des Überlebens. Dem ist zumeist gar nicht so, wie der Harvard-Biologe Lewontin herausgestellt hat. Extrinsische und intrinsische Faktoren wirken hierbei immer zusammen im Wechselbezug. Das ist erst einmal die Faktenlage.

Trotzdem bewegt uns der Tod eines Baumes, wenn er vom Blitz getroffen wird, der Tod des Regenwurms, den sich die Amsel abends aus dem Rasen zieht, – oder der Tod einer graziösen Gazelle, die ein Leopard schlägt. Nur ganz wenige Arten gibt es, die ausgewachsen keine Feinde haben, die ihnen gefährlich werden können, wie etwa die Elefanten oder der Schwertwal. Aber auch hier kann die natürliche Selektion vorzeitig durch Infektionskrankheiten wirksam werden und tut es ja – insbesondere bei beginnender Überbevölkerung – bei den meisten anderen Organismen ebenso. Auf Inseln erhalten sich oftmals archaische oder auch kümmerwüchsige Arten, wenn es hier keine Raubtiere gibt und der evolutive Fortschritt durch die fehlende ökologische Apoptose nicht recht greift.

Der Tod bei Pflanze, Tier und Mensch

Der Tod als Lebensförderer – das will uns erst einmal nicht in den Sinn. Um aber die positive Seite der Darwinschen Selektion wirklich zu erfassen, brauchen wir differenzierte Begriffe vom Tod. Tod und Tod ist eben nicht dasselbe. Das hat wohl als erster Rudolf Steiner begrifflich herausgestellt in einem am 29. Februar 1912 gehaltenen Vortrag in Berlin unter dem Titel »Der Tod bei Mensch, Tier und Pflanze«. Dabei griff er eine Bemerkung Leo Tolstois auf, der einmal monierte, dass uns die Naturwissenschaft vieles über das Leben in der Natur aufgeschlossen hat, aber man erführe keine rechte Aufklärung über den Tod in ihr. Steiners Ansatz ist nun, dass der Tod eines Tieres qualitativ etwas sehr anderes ist als der Tod einer Pflanze. Und so sei auch der Tod eines Menschen etwas ganz anderes als der eines Tieres. Wir generalisieren oft zu stark nach dem äußeren Anblick. Seelisch-geistig gesehen – und diese Seite bewegt uns doch gerade auch im Anblick der Todesvorgänge in der Natur –, sind es sehr verschiedene Ereignisse.

Pflanzen haben das Besondere, uns Bewegende, dass sie noch ganz frei von jeglicher seelischer Subjektivität erscheinen, die für Tier und Mensch so kennzeichnend sind. Sie kennen dadurch noch keine Trennung von Innen und Außen, strecken ihre »Verdauungsorgane«, die Blätter, mit umgekehrter »Verdauung« (Photosynthese) in den »Außenraum«, der als Licht- und Luftraum ebenso wie Wasser- und Bodenzugang ihr Lebenselement sind. Nach außen gestülpte, »everse« Organismen hat sie einst der Botaniker Wilhelm Troll genannt. Sie sind nicht nur keine Subjekte, sondern auch keine Individuen, was ja »unteilbar« bedeuten würde. Alle Pflanzen aber durchlaufen ihren Lebenszyklus nicht in einer Generation, sondern in zweien und wechseln zwischen zwei, die Rotalgen sogar zwischen drei Gestaltungen hin und her. Das fand ein Musikalienhändler, der geniale Wilhelm Hofmeister, als einer der größten Entdeckungen der Botanik des 19. Jahrhunderts heraus. Auch hier war es schon vor ihm Goethe gewesen, der das Rein-Lebendige darin sah, das es sich noch nicht in die Einzelheit abgeschnürt hat:

Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.

(Epirrhema)

Wenn eine Pflanze stirbt, stirbt kein individuelles Subjekt. Aus jedem Teil, ja jeder lebenden Zelle einer Pflanze kann heute durch Zellkulturen wieder die ganze Pflanze regeneriert werden. Alle Teilen enthalten noch die »potenzielle Unsterblichkeit«.

Anders das Tier. Es besteht immer aus einer einzigen Generation, was die Erbverhältnisse (Diploidie oder Haploidie) betrifft. Nur die Keimzellen haben das einfache (haploide) Erbgut. Mit der Verlagerung der zentralen Lebensorgane nach innen nimmt die innerseelische Empfindungsfähigkeit gerade auch mittels der sich etablierenden Nervensysteme zu, die allen Pflanzen fehlen. Damit werden immer mehr Organsysteme des Tierleibes prinzipiell sterblich (»somatisch«). Bei den Vögeln und Säugetieren als den beseeltesten Tieren ist bis auf das keimzellbildende Gewebe und die Keimzellen alles sonstige Körpergewebe (Soma) zum endgültigen Soma präformiert – außer es kommt zu Geschwulstkrankheiten mit wieder unbegrenztem Wachstum, das nun aber zerstörerisch wirkt. Das Tier empfindet mit einem Leib, der durch beherrschte Todesprozesse lebenslang gesund bleibt. Fast alles am Leib wird unteilbar, eben wörtlich »in-dividuell«. Seelisch aber lebt es in angeborenen oder frühkindlich aufgeprägten Empfindungsmustern, die artgerecht kollektiv ablaufen. Es kann sich nicht individuell davon distanzieren. Da liegen die Unterschiede zum Menschen.

Wenn im Mittelalter ein Pferd unversehens einen Menschen verletzte oder gar tottrat, kam es vor ein Gericht und wurde dafür bestraft – eine unangebrachte Groteske. Das Tier kann sich nicht selbst aus einer inneren Distanz zu sich selbst heraus kontrollieren. Es handelt nie aus Verantwortung.

Der Mensch kann sich jedoch nur als Kulturwesen entwickeln, wenn er nicht nur wie das Tier seine biologischen Lebensprozesse, sondern auch seine seelische Triebausstattung partiell einer zarten Zurücknahme, einem partiellen Tod, gelegentlich unterstellt. Man wartet dann eben beim Essen trotz Hunger, bis alle am Tisch sitzen und eingangs womöglich noch ein Spruch gesprochen wird, und gewinnt dabei auf einer anderen Ebene etwas, was nicht nur Triebbefriedigung ist. Alle menschliche Kultur beruht auf einer zarten, natürlich nie zu totalisierenden, emotionalen Askese.

Diese ist schon dadurch vorhanden, dass der Mensch als Kind schon meist um das neunte Lebensjahr erkennt, dass das einzig Sichere, was man über die unsichere Zukunft wissen kann, die Tatsache ist, dass man einmal sterben wird. Dieses Wissen hat nachweisbar kein Tier, aber kein Mensch wird es wieder los. Das macht ihn besonnen gegenüber den Augenblicksemotionen, die er mit dem Tier gemeinsam hat. So wird auch der endgültige Tod eines Menschen dadurch einen anderen Wert haben als beim Tier, nämlich den Abschluss einer mit keinem anderen Menschen gleichzusetzenden, unersetzbaren Biographie.

Deswegen hat jeder einzelne Mensch das Recht auf die Unverletzlichkeit seiner Biographie. Diese seine grundgesetzlich verbrieft Würde besteht laut Kant darin, nie fremd-benutzt zu werden, sondern seinen eigenen unersetzbaren Zweck in sich selbst zu tragen.

Der Tierschutz hingegen schützt mit Recht nicht das einzelne Individuum, denn es ist letztlich durch Artgenossen ersetzbar. Die Art hingegen ist unersetzlich. Tierschutz ist nicht Individuenschutz, sondern Artenschutz. Die geplante Tötung eines Menschen ist Mord. Die Tötung eines von vielen Vertretern einer Tierart ist nicht Mord, solange

ich die Art nicht schädige. Mord ist hier erst die Ausrottung derselben. Danach verfährt jeder gesunderhaltende Tier- und Pflanzenschutz. Es sind eben der Tod einer seelenfreien Pflanze, der eines kollektiv beseelten Tieres und der eines unersetzlichen Menschen in seiner Einzigartigkeit drei qualitativ weitgehend verschiedene Ereignisse. Steiner ging so weit, dass er sagte: Einen echten Tod erfährt nur der Mensch. Jeder Mensch ist in diesem Sinne gesehen seine eigene Art. Das merkte Wallace deutlich, Darwin kaum.

Aber ist die Natur nicht doch grausam? Meist leidet das Beutetier nicht, wenn es von einem Raubtier ergriffen wird. Wir kennen heute die Endorphine und Kephaline, jene Hormone, die bei einem seelischen Schock ausgeschüttet werden und das Tier weitgehend unempfindlich machen. Die grausame, schreckliche Natur, von der Darwin Gott freisprechen wollte, ist eine anthropomorphistische Projektion, die nicht zutrifft. Nicht einmal die Frage »Warum gerade ich« kennt das Tier, da es kein selbstreflexives Ichbewusstsein besitzt, von den höchststehenden Menschenaffen, die einen Anhauch davon haben, abgesehen. Deshalb gibt es Bemühungen, ihnen eine eigene Rechtssphäre zuzugestehen.

Weiterentwicklung durch Rücknahme

Wir wollen nun zusammenfassen und das gewonnene Bild vervollständigen. Mehrfach trafen wir das Motiv, dass eine bestimmte Existenzebene ein Stück zurückgenommen werden muss, damit sich eine höhere Qualität verwirklichen kann. Das gilt sogar für die anorganische Grundlage. Die Mineralien der Gesteine müssen z.B. durch die Verwitterung ihre Kristallstrukturen aufgeben und in Lösungen oder kolloidale Zustände wie etwa die Tone übergehen, wodurch erst das Pflanzenleben das Land besiedeln und den Humusboden bilden kann. – Die Pflanze wiederum muss ihre Photosynthese im Gipfeltrieb abbauen, um Blüten und Früchte zu bilden, auf welche bestimmte Tiere ansprechen und die Bestäubung und Samenverbreitung bewerkstelligen. – Im Tier treten die unbegrenzten Regenerationspotenzen der Pflanzen nach und nach zurück, um dem sich dabei verstärkenden innerlichen Empfindungsleben funktionell Platz zu machen. – Das Tier wiederum kann im Menschen soweit zurückgenommen werden, dass sich die Kulturfähigkeiten ausbilden können. Der evolutive Durchgang durch die Naturreiche macht durch solche Retentionen das nächsthöhere Vermögen möglich:

- Die partielle Rücknahme bloßer Emotionalität setzt das geistige Vermögen im Menschen frei.
- Die partielle Einschränkung des pflanzlichen Wachstums bildet die tauglichsten Organe zur Kommunikation mit den Tieren.
- Die partielle Auflösung der Mineralien bereitet das pflanzliche Leben vor.

Auf der untersten Stufe findet gleichsam der Tod des Toten statt. In der Pflanze muss ein feiner Todesprozess eintreten, um zur Blüte zu kommen (Ende des Gipfelwachstums, keine Photosynthese mehr) und die symbiontische Nähe zum Tier zu erreichen. Im Tier selbst findet in der zunehmenden Somatisierung ein selbstgeführter permanenter Todesprozess statt, der erste seelische Empfindungen aufsteigen lässt.

Der Mensch ist nun dadurch Mensch, dass er drei verschiedene Todesqualitäten schon im Leben verinnerlicht. Es gibt also in allen drei Stufen jeweils eine positive Seite partieller Todesvorgänge. Auf allen drei Ebenen gibt es gleichsam eine fördernde, gesundmachende »Apoptose«. Eine solch differenzierte Thanatologie stand Darwin noch nicht zur Verfügung. Deshalb hatte er mit manchem depressiven Trübsinn über die ihm nur grausam erscheinende Natur zu kämpfen. Und doch legte er mit seiner Selektionsaufassung den Boden für eine erste Thanatologie.

So bleibt die Frage, die erst der Mensch letztlich nach sich selbst stellen kann: Was geschieht, wenn ich selbst sterben werde? In allen Kulturen gab und gibt es die Ahnung davon, dass er dann in eine höhere Welt als die hiesige eintritt. Könnte das dann nicht auch eine Gesundung sein, die wir immer suchen, aber im Hier nicht finden konnten? Von Novalis gibt es den Ausspruch:

»Im Tode ward das ew'ge Leben kund;
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.«
(Hymnen an die Nacht)

Im Biologie- und Chemieunterricht in den Waldorfoberklassen habe ich es an passenden Stellen öfters unternommen, die biologischen Lebensvorgänge auch in den Zusammenhang mit den Todesvorgängen vor den Blick der Schüler zu rücken. Als Schlussakkord habe ich die drei Stufen der partiellen Todesprozesse in der außermenschlichen Natur und im menschlichen Organismus und Selbstverständnis, ausführlich belegt, vorgeführt. War man mit einer Klasse über die vier Jahre der Oberstufenzeit vertraut geworden, so stellte ich noch die Frage, was das größte Gesundungsgeschehen sein könnte, das wir Menschen überhaupt denken können. Ich selbst habe nie die Antwort vorgegeben. Aber in jeder Klasse lautete diese ungefähr: Das müsste der Vorgang sein, dass das, was am Höchsten über dem Menschen steht, Gott selber, durch den Tod geht. Damit bildeten sich die Schüler selbst die Brücke zwischen der Evolutionslehre von der Natur zu dem zentralen Ereignis des Christentums.

Darwins Ansatz enthält inhaltlich ein christliches Motiv. Doch brachte er diesen Ansatz durch eine unvollkommene Todeskunde so heraus, dass den Missverständnissen Tür und Tor geöffnet waren und die gezielte Selektion von Menschen vielfach mit Berufung auf ihn im 20. Jahrhundert geschah. Hätte Wallace seine Priorität durchgesetzt und hätten beide in gemeinsamer Abstimmung eine unmissverständliche Fassung der Evolutionstheorie ausformuliert, so wäre die gesellschaftliche und politische Geschichte seitdem wohl anders verlaufen. Die Geschichte ist dazu da, dass wir aus ihr für die Zukunft lernen.

(Quellennachweise können beim Autor angefordert werden.)

Zum Autor: Wolfgang Schad, Jahrgang 1935. Studium der Naturwissenschaften (Biologie, Chemie) und Pädagogik. Ab 1962 Waldorflehrer in Pforzheim, ab 1975 am Waldorflehrerseminar in Stuttgart. Ab 1992 Promotion und Habilitation mit Übernahme des Instituts für Evolutionsbiologie an der Universität Witten-Herdecke. Verheiratet, 3 Söhne. Anschrift: Alter Weg 10, 58453 Witten